

Nachts in Amsterdam : aus dem Roman "Das Licht und der Schlüssel"

Autor(en): **Muschg, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **64 (1984)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Adolf Muschg

Nachts in Amsterdam

Aus dem Roman «Das Licht und der Schlüssel»

Was wäre Amsterdam ohne meine nächtlichen Spaziergänge?

Dasselbe. Jede Nacht trete ich den Beweis für das Selbstverständliche aber Undenkbare an: dass die Welt ohne uns weitergeht wie immer. Amsterdam macht keine Ausnahme. Aber wenn ich den still gewordenen Kanälen entlanggehe, Nachtlichter zähle und die Schnauze an Heck schlafenden Autos berühre, fällt mir ein: hier sollte man leben.

Ich habe kaum eine Herkunft, also brauche ich kein Ziel. Ohne Ziel ist Amsterdam nachts am schönsten. Auch darin unterscheidet es sich nicht von vielen Städten. Ich höre nicht mehr laut reden auf der Strasse, dafür sprechen die Schilder. Oft muss ich die Auslage betrachten, um zu verstehen, was gemeint ist: Oogmaking, Contactlenzen. Wie konnte man das nicht gleich verstehen. Aber die Wörter ohne die Sachen klingen wie nicht ganz ernst gemeint. Vleugels. Ook vor Bladmuzich. Feestartikelen, Theater-sminken. Ein Volk einigt sich auf gemeinsame Sprachfehler. Ich warte immer darauf, dass sie über ihre Sprache lachen. Dass sie es nicht tun, kommt mir wie ein besonders subtiler Witz vor. Verlichting. Uitzenburean. Was sind Uitzen? Ich hätte gedacht, nach dem Tod gebe es kein Niederländisch mehr, das Jenseits verstehe keinen Spass –

Die Kirche, das Mahnmal im Schatten. Um die Ecke das Haus der Anne Frank. Hinter der Bücherwand die verborgene Tür zum Hinterhaus. Wie kann Herr Frank geglaubt haben, dass man sich im eigenen Haus hinreichend verstecken kann, den Oorlog überstehen? Wer Oorlog sagt, weiss nicht, was Krieg bedeutet. Wer Krieg sagte, wusste noch lange nichts von *diesem* Krieg. Im Hinterhaus durfte tagsüber nicht geredet, nicht gestolpert, keine Toilette gespült werden. Französisch und Handelskorrespondenz auf dem Postweg. Lernen ohne Stimme. Das Tagebuch als Stoff für einen Roman. Für die erste Liebe waren schon Lippenbewegungen zu viel. Der junge Mann war mit eingeschlossen, schon darum der einzig mögliche. Das Hinterhaus als Modell unter Glas: ein Puppenheim. Nachts ein vorsichtiges

Leben, tagsüber Verdunkelung durch Vorhänge und Bretter. Das Ausreisegesuch, als es beinah noch Zeit gewesen wäre. Die Sprache des Vordrucks aus dem amerikanischen Konsulat: *Based on the present demand it is probable that this will be about ...* handschriftlich: *indefinite*.

Eine indefinite Zeit als Vorzeit des Nachkriegs behandeln. Hinter einer Bücherwand im zweiten Stock ein Buch schreiben als Vorbereitung für ein *anderes* Leben. Das Versteck: immer noch sehr bürgerlich. Ein Blick durch den Vorhangspalt auf den Hinterhof: Feindesland. Das Organ der holländischen Nazis: *De Doodsklok*. Anmeldepflicht für Juden anfangs 1941. Das J im *Personsbewijs*, ein Vorschlag aus der entfernten Schweiz, einem glücklichen Land. Untertauchen im eigenen Haus, ein Kindertraum, der zum Alptraum geworden ist. Lernen, um nicht böse zu werden, viel lernen, nicht verzweifeln. Das normale Leben eines jungen Mädchens führen. Schreiben, eine Schriftstellerin werden. Immer noch Mittel genug für Lebensmittel, so lange es welche gab, eingekauft durch Vertrauensleute unter Lebensgefahr. Und als die Bücherwand endlich eingetreten wurde: nie mehr erfahren, wer der Verräter gewesen ist. Getrennt werden. Nett bleiben, höflich, hilfreich bis ins Todeslager. Nur das Tagebuch liess die Gestapo liegen. Der gebeugte Vater, der sein totes Kind in ein Buch verwandelt, das jeder kennt und liebt. Anne wird jedermanns verlorenes Kind. I am so longing for a kiss, the kiss that is so long in coming. Das Bild Heinz Rühmanns an der Wand, der lebendige Peter im Attic –

Anne wird zu einer Stiftung. Sie rettet das Hinterhaus, richtet das Vorderhaus als Museum ein und kauft das Nebenhaus dazu. Sie hat ein Buch aufgelegt, in dem junge Menschen aus aller Welt Anne auf Wiedersehen schreiben. Sie sollen schreiben, was sie von Annes Tod halten, und dass es nie wieder vorkommen soll. An der Wand hängen Fotografien aus vielen Ländern, auf denen zu sehen ist, dass es wieder vorkommt, niemals aufgehört hat vorzukommen. Es sind keine Bilder von libanesischen und palästinensischen Kindern dabei. Wer dieses Haus besucht hat, soll verstehen, dass Juden jedes Opfer bringen müssen, um nie mehr zu sterben.

Anne Frank ist tot.

Das Haus Nr. 263 wird sich am Morgen wieder beleben, aber um die Stunde, wo ich es besuche, schweigt es wie alle Häuser an der Prinsengracht. Sie sind Geschäftshäuser geworden. Hie und da begegne ich einem Wächter mit klirrenden Schlüsseln.

Meine Zeit ist die Zeit von niemand sonst. Ich stelle mir vor, mit einer fünfzigjährigen Frau über das Tagebuch des Mädchens zu reden, das sie vor über vierzig Jahren gewesen ist. – Damals wollte ich ein Buch schreiben, aber ich wollte kein Buch werden. Ich wollte schreiben und leben. Mein Buch ist im Krieg verloren gegangen, aber ich bin noch da, ich hatte Glück.

Kommen Sie, trinken Sie noch einen Tee mit mir. – Nach Mitternacht nicht mehr, Frau Frank, oder heissen Sie jetzt nicht mehr so?

Über einer Boutique mit Halsketten, indischen Armbändern und handgemachtem Spielzeug zittert eine Schrift im Gassenlicht: *Standby*. Rote Lettern in einem silbernen, blau gerahmten Feld werden von beweglichen Blättchen gebildet, flirrenden Metalltalern. Die nächste Gracht, gelbe Zeichen an der Mauer: *wonen is ook ons recht*. Ein Kahn zieht vorbei. Der rotweisse Briefkasten, die dunkelroten Eisenpfeiler am Rand des löchrigen Pflaster-Gehwegs. Beim Bogenschlagen werde ich schneller, fliegende Erinnerung an eine Jugend. Wehendes Gehen, Stolpern. Da habe ich mein Gewicht wieder, kann es gerade noch auffangen, geh ins Knie. Es sieht mich keiner, ich kann fliegen oder fallen. Nachtleben, das ist für mich: Gehversuch. Totsein macht kindlich. Die schmalen Häuser mit den weiten weiss gerahmten Fenstern umstehen mich wie Erwachsene dicht gedrängt. Ich sehe mich kopfüber auf den Fassaden huschen, schnell wie ein Gecko, eine Smaragdeidechse, auf den Pfeilern zwischen den Fenstern haften, gegen das glänzende Glas züngeln. Räume der Nacht, die das Strassenlicht wohnlich machen will, aber für Niemanden: mein Schatten am Fenster verdunkelt sie. Ich sehe ihn durch das Glas, er kriecht über die entfernte Wand wie ein Drachen, über Bücher, Ordner, Büromöbel. Ich hänge ganz oben am Haken des Kranaufzugs, an einer Hand, und der Wind, der mein schwarzes Zeug bläht, dreht mich langsam um mich selbst.

Ein Hoteleingang, über dem ein Gaslicht hängt; der Vorplatz ist mit Pfosten, durchhängenden Ketten abgeschlossen wie ein Grab für feine Leute. Der Tresen ist beleuchtet, aber leer. Ich setze mich auf die Stein-
treppe, bewache den Eingang, als hätte ich einen Auftrag zu erfüllen. So lange ich sitze, bewegt sich nichts. Erst wenn ich mich umdrehe, wird sich das Haus wieder rühren. Sie halten den Atem an, wenn ich in die Nähe komme. Früher waren es Menschen. Jetzt hat es sich auch unter Gebäuden herumgesprachen.

Warten, bis ein Wunder geschieht, hat in meinem Zustand keinen Sinn mehr. Wenn das Wunder geschähe, ich wüsste nichts mehr damit anzufangen. Ich würde ihm nicht einmal anmerken, dass es ein Wunder sein möchte. Fortleben im Tode ist ein Widerspruch, den ich mit Spaziergängen behandle. Komisch, wenn ich doch einem begegne, der mich für verdächtig hält; für finster genug, dass er mir ausweicht. Selbst Betrunkene tun es nicht ohne Anstrengung, als ginge von mir ein Sog aus. Sie stemmen sich gleichsam von mir weg. Ihr Selbstgespräch verstummt in meiner Nähe, ich höre sie den Atem anhalten. Von Toten muss die Wirkung ausgehen, die man sich als Jugendlicher zuschreibt und am meisten fürchtet: dass wir anwesend sind und doch nicht recht da. Dass wir mit Gewalt übersehen

werden. Nicht mehr leben hat viel mit der Jugend zu tun. Tot sein ist eingefrorene Kindheit, in der alles zu gross schien für die eigene Kraft. Nur schmerzt es nicht mehr. Und da ich an die Stelle des Grauens getreten bin, braucht mir nicht mehr zu grauen. Ich habe keine Zeit mehr zum Verreiben.

Die Furcht, ohnmächtig zu werden, ist in meinem Fall etwas wahrsinnig Erheiterndes. Ich beginne zu laufen. Flattern ist noch gesunder.

Ein Haus, das gestützt werden muss. Offenbar wird es gerade ausgehöhlt, nur die Fassade soll stehen bleiben. Also lehnen fünf schwere Balken, untereinander im Kreuz verstrebt, von der Strasse gegen die Simse des zweiten Stocks und geben der heimlichen Ruine einen Ausdruck von Festigkeit, dem Untergeschoss das Gepräge von Fachwerk. Man könnte hinter den leeren Fenstern schwarzes Mittelalter vermuten, eine verbotene Schenke. Die nächtliche Strasse hat jetzt eine kühle Pracht: grossäugig und nüchtern blicken die Häuser dicht an dicht aus ihren gerahmten Fenstern. Hoch stehen die glänzend gelackten Türen mit ihrem verglasten Oberteil über den Steintreppen, die einen von Geländer schwarz umsäumten Sockel bilden. Im Schutz dieser Kanzeln duckt sich ein vergittertes Bodenfenster. Da führt eine schmalere Treppe hinab ins Souterrain, zu einer schmucklosen, oft schon vernagelten Tür. Hier wohne ich. Unter jedem dieser schmalen Klinkerhäuser wartet ein Keller auf mich. Und in manchem brennt noch Licht hinter dem Vorhang, sogar um diese Stunde.

Das königliche Palais mit seiner bürokratischen Architektur, ein historisches Bestattungsamt. Kein Mensch auf dem Dam. Eine Livree vor dem Hotel mit dem russischen Namen, den ich, weitergehend, schon vergessen habe. Die orientalischen Läden auf der Damstraat, erloschene Schaufenster voll glänzender Buddhafiguren, Korallen, Haschischpfeifen. Ein Evangelisationswerk. Hier nehmen die Schatten an der Strassenecke Menschengestalt an, aber erst auf dem Voorburgwal beginnt es sich zu bewegen, schleicht an den Fenstern vorbei, die zu Schaukästen ausgebaut sind.

Ich falle nicht mehr auf. Was kann einer unter diesen Bäumen, in diesen Hausnischen wollen: Liebe und Stoff. No deal, sage ich, wenn sie an mich herantreten. Sie erstarren beim Blick in meine Augen. Wer bin ich denn? Für einen Polizeispitzel wirke ich nicht sportlich, für einen Penner nicht abgerissen genug, auch als Zuhälter komme ich kaum in Frage. Hie und da kommt die Hand doch aus der Tasche. Sie hält kein Messer, sondern ein Päcklein in Klarsichtfolie. Ein Preis wird genannt. No deal, sie glauben es nicht. Bestimmt entgeht mir eine Gelegenheit. Sie sind identisch mit der Ware, die sie mit ihrer Brust decken, im Schatten vorzeigen. Hier gehen viele Tote noch lebend herum. Manchmal kommt die Ambulanz und holt in einer Nische ein Bündel ab. So lange einer nicht schreit oder schießt, ist

es der Polizei egal, was man hier sucht, wenn sie langsam im weissgrünen Streifenwagen vorbeifährt, die Parade der Eckensteher abnimmt. Hin und wieder kommt sie zu Fuss, zwei Jugendliche in Uniform, die ihre Spannung wegplaudern und sich umblicken wie Spaziergänger.

Jenseits der Wasser scheinen die Vitrinen der Frauen in allen Tönen zwischen Bonbonrosa und Hellblau. Eingerahmte Phantome, ein Spott auf die ordentliche Lebensart der Hiesigen. Sie machen ja eine Ehre daraus, sich der Strasse ohne Vorhänge zu zeigen. Die Hinterhöfe der Nacht: abgelöschte Kirchenporträts Saenredams, in denen sich die wenigen Frommen in den Bänken verkrümmeln wie schwarzer Kehricht, wie die Süchtigen auf dem Voorburgwal. Sie sind zu verloren, um den Teufel zu erkennen, der ihnen von der Kanzel predigt. So sehen die Kirchenschiffe des Meisters aus, wenn alle Lichter ausgegangen sind. Dann sind es Bühnen des Todes, in denen nur noch die Schauhäuser käuflicher Frauen brennen wie das ewige Licht der Verdammnis. Viele Kabinen sind leer, manche schon verdunkelt. Eine, deren Vorhang zugezogen ist, lässt unten einen hellen Streifen aus der Kindheit sehen. Sie rauchen ihre letzten Zigaretten, warten auf keinen mehr, stellen nur noch ihre schamlos gewordene Müdigkeit aus. Eine ältere Frau strickt, eine Orientalin liest, das gibt es auch. Wenn ich sie in ihrem Fenster lesen sehe, denke ich: das ist das Zeichen. Sie will keine Kunden mehr. Das könnte meine Stunde sein.

Wundere ich mich, ihn hier wiederzufinden ?

Ich habe einem alten Exoten zugesehen, der unter drei umgedrehten Streichholzschachtelböden ein Guldenstück verbirgt. Immer wieder lässt er es sehen, während er die Schachteln mit raschen Bewegungen verschiebt, durcheinandermischt. Es ist immer ganz klar, wo die Münze gerade steckt. Der Kunde deutet auf die Schachtel, unter der er sie hat verschwinden sehen. Und niemals ist es die richtige. Der Gulden sitzt immer da, wo man ihn nicht vermutet hat. Der Trick funktioniert jedesmal und scheint doch so leicht zu durchschauen, dass der Mann immer neue Wetten auf seinen Gulden annehmen kann. Hundert, zweihundert, dreihundert Mark werden von einem deutschen Touristen auf die einzig mögliche Schachtel geboten. Diesmal hat sich der wachsame Blick nicht täuschen lassen, oder die Täuschung war zu durchsichtig. Durchsichtig ist die kleine Schachtel leider nicht, sonst hätte man vorher gesehen, dass die Münze wieder nicht da ist, wo man sie ganz sicher verschwinden gesehen hat. Der Ton von Gewissheit, der in verdutztes Auflachen, heimliches Stöhnen übergeht: hundert Mark, und schon wieder hin.

Die Geldscheine häufen sich wie Abfall auf dem Pflaster vor dem kauernenden Gaukler, einem ausgezehrtten Mann mit Baskenmütze. Er lässt die Schachteln wie Mäuse über den Gulden rennen, deckt sie wie Karten

auf: er hat gewonnen, er gewinnt, wie er will. Die Zuschauer haben einen dichten Kreis gebildet. Sie wollen sehen, wieviel tausend Mark der Deutsche seinem untauglichen Scharfsinn hinterherwirft. Würde er bloss raten, die Statistik würde ihn einmal auf drei belohnen. Aber nein, er will gesehen haben, und muss jedes Mal wieder sehen, dass er blind war. Er hat kein Bargeld mehr, jetzt beginnt er Schecks auszuschreiben. Immer weniger will er glauben, dass er seinen Augen nicht trauen darf, zumal ihn der Taschenspieler manchmal eine Runde, auch zwei, gewinnen lässt. Aber insgesamt verliert er unaufhaltsam und unbelehrbar. Der Gaukler bringt es fertig, dass der Tourist um sein Leben spielt.

Lass mich auch mal, sagt ein junger Mann vor mir.

Ich könnte sein Haar berühren, einmal habe ich es getan. Ich habe mich stossen lassen, um sicher zu sein, ob es solches Haar gibt, fein wie gelecktes Katzenfell, braun und so lang, dass es über die Schultern *fliesst*, an denen es anstossen müsste. Er schaut sich gar nicht um, hier ist man Püffe gewohnt. Aber als er spricht, bin ich sicher, die belegte Stimme wiederzuerkennen. Fraukes Lehrer, er hier um diese Stunde.

Der Verlierer, der sich hingekniet hat, um seine Schecks auf dem Pflaster auszufüllen, um den Schachteln näher zu sein, blickt auf, tief gestört, versunken in seiner Verspielwut. Ein gedemütigtes Gesicht wie das eines unheilbar Leidenden. Aber der Mann mit der Baskenmütze hat die hundert Gulden, die ihm der neue Kunde hinhält, schon angenommen und weggelegt, als wäre er des leichten Spiels selber müde. Er mischt die Schachteln, lässt die Münze blitzen, der Junge deutet: es ist die Schachtel mit dem Gulden. Er gewinnt zum zweiten und dritten Mal. Der Gaukler ist wachsam geworden, schiebt sein Spielzeug länger hin und her. Aber der Junge trifft schon wieder: schon wieder bekommt er seinen Einsatz verdoppelt zurück, verdoppelt ihn seinerseits. Nach fünf, sechs Runden ist das Häufchen Scheine auf den Steinplatten abgetragen. Der Junge hält es in der Hand und streckt es dem Deutschen hin. Nicht Ihr Spiel, sagt er, Sie lassen es besser. – Mensch! sagt der Deutsche, machen Sie doch weiter, warum machen Sie nicht weiter! Hier! sagt er und streckt dem jungen Mann die ganze Handvoll Geld wieder hin. Spielen Sie für mich! Es ist doch Ihr Glückstag! Auch der Mann mit der Mütze schaut den jungen Mann mit trüben Augen an, aber der rührt sich nicht mehr.

Hallo, sagt er plötzlich zu mir, wie geht es Ihnen?

Ich gehe jedenfalls, sage ich mit einem peinlichen Gefühl von Ungeschick. – Ich spaziere, ich mache mir eine gute Nacht.

Der Junge geht ein paar Schritte weiter, ich folge ihm, als gäbe es gar nichts anderes. Ich höre den Deutschen nicht mehr, der selbst weiterspielt und zum zweiten Mal alles verliert. Ich sehe das Zittern der Sterne, rieche

Salz und Jod, der Wind atmet stossweise in den Blättern der Bäume. Hat der junge Mann etwas gesagt, oder ist es nur noch mein Atem, der geht und kommt, erfrischt, immer aufs neue?

Ich bin doch kein Kind mehr, sage ich wie zu mir selbst.

Der junge Mann ist auch weitergegangen, er ist schon nicht mehr zu sehen. Nur den Nachdruck seiner Hand auf meinem Arm spüre ich noch. Mein Auge hat mich getäuscht, oder es ist mir etwas hineingeraten, Staub.

Die junge Frau blickt aus ihrem rötlich erleuchteten Schaufenster herüber, als könne sie mich sehen. Das Buch liegt auf ihrem Schoß, sie hat gerade etwas gelesen, was ihr gefällt, ist es möglich, dass sie jetzt lächelt?

(«Das Licht und der Schlüssel» erscheint im Spätsommer 1984 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.)

QUALUNQUE?

Kürzlich auf dem Bahnhof Milano. Ein Passagier unter der Wagentür des abfahrtsbereiten Zuges zum Zeitungsverkäufer: «Un giornale, prego!» «Was für eins?» kommt es zurück. Antwort: «Qualunque» – irgendeines.

Unter dem Druck der Zeit, noch einigermaßen verständlich. Sonst aber würden Sie kaum je «irgend eine Zeitung oder Zeitschrift» wollen. Sage mir, was Du liest, und . . .

Bei der steigenden Medienüberflutung wählen wir unsere Lektüre ohnehin immer bewusster. Wir greifen zum Beispiel zu den Schweizer Monatsheften, wenn wir auf knappem Raum orientiert sein wollen über entscheidende Fragen der Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur.

SCHWEIZER MONATSHFTE
